

Alte Tante in den Wechseljahren

Die «Neue Zürcher Zeitung» sucht ihren Weg ins digitale und postideologische Zeitalter

Von Hansjörg Müller

Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» hätte man sein müssen. Zumindest in der guten alten Zeit, als ein NZZ-Korrespondent auch einmal «die hohe Kunst des Nichtschreibens» pflegen konnte, wie es ein Auslandredaktor des Zürcher Renommierblatts einmal ausdrückte. Auf ein Zeilengeld war ein NZZ-Korrespondent nicht angewiesen. Dadurch war er vom Zwang befreit, über Ereignisse zu berichten, die er selbst für nicht wichtig hielt.

Doch wenn er wollte, dann durfte er schreiben, und zwar so ausführlich, wie es ihm gefiel. «Wie ein deutscher Professor im 19. Jahrhundert» sei ein NZZ-Korrespondent, schrieb der deutsche Publizist Alexander Kluge noch vor einigen Jahren: Wann Schluss sei, das bestimmte er selbst, und kein Ressortleiter oder Blattmacher und auch kein Chefredaktor. Zeitdruck wie auf gewöhnlichen Redaktionen gab es keinen. Schon Thomas Mann kicherte über die Vorsichtigkeit der «Alten Tante von der Falkenstrasse», die grosse Geschichten auch einmal zurückhielt, um sie, nach einigen Tagen Bedenkzeit, sachlicher, gründlicher, auch leidenschaftsloser vermitteln zu können. Sich um die Aktualität zu füttern, dazu gehörte schon sehr viel Selbstbewusstsein.

Sklaven des Tagesprogramms?

Tempi passati. Die alte Korrespondentenherrlichkeit, sie scheint unwiederbringlich vorbei zu sein. Schuld daran sei die neue Unternehmensführung, sagt uns ein ehemaliger NZZ-Korrespondent, der nicht namentlich genannt werden will: CEO Albert «Polo» Stäheli und Chefredaktor Markus Spillmann betrachteten alles unter buchhalterischen Gesichtspunkten. Die Folge: Bürokratisierung und Zentralisierung. Früher hätten die Korrespondenten selbst bestimmt, was, wann und worüber sie schrieben. Nun schauten die Kollegen in Zürich in die Tagesprogramme der Nachrichtenagenturen, um den Korrespondenten aufzutragen, worüber sie zu berichten hätten. Dadurch werde die NZZ dem medialen Mainstream immer ähnlicher. Entsprechend gross sei die Unzufriedenheit im Auslandressort: «Die über 50-Jährigen warten nur noch auf ihre Pensionierung.»

Zumindest im deutschsprachigen Vergleich kann sich der Auslandteil noch immer sehen lassen. Hier eine detaillierte Analyse der indischen Verteidigungspolitik, dort ein Hintergrundbericht über eine Regierungskrise in Papua-Neuguinea. Es ist noch immer so: Im Vergleich mit der NZZ wirken die «Süddeutsche Zeitung» oder die «Frankfurter Allgemeine» geradezu provinziell. Doch der Abstand zu den wirklichen Weltblättern – «New York Times», «Wall Street Journal» und «Financial Times» – hat sich in den vergangenen zehn, zwanzig Jahren vergrössert.

Es fehlt an Exzentrikern

Was heutzutage immer mehr fehlt, sind Korrespondenten, die auffallen, durch ungewöhnliche Sichtweisen, überraschende Ansätze, auch durch ein gewisses Exzentrikertum. Einer der letzten ist Berlin-Korrespondent Ulrich Schmid. Unermüdet mahnt der überzeugte Liberale die Deutschen zu mehr Freiheitsliebe, ohne sich dabei gross um die Trennung von Bericht und Kommentar zu scheren.

Ähnlich auffällig und unverwechselbar ist Urs Schoettli. Als Korrespondent, zuletzt in Peking, hat er vor fünf Jahren aufgehört. Wegen astronomisch hoher Reisespesen habe man ihm die Pensionierung nahegelegt, heisst es. Heute schreibt Schoettli noch eine Kolumne auf den Meinungsseiten: «Eurasia». Sein Thema: Die alten europäischen Kolonialmächte und ihr bleibender Einfluss auf Asien. Man liest dort zum Beispiel vom pakistanischen Staatsgründer Muhammad Ali Jinnah, der alles andere als ein frommer Muslim war und liebend gerne dem Gin zusprach. Es sind Geschichten, wie sie kaum eine andere Zeitung bietet.

Überhaupt findet man manches Kluge und elegant Geschriebene auf den Meinungsseiten, doch leider auch viel



Extrablatt. Ein Zeitungsverkäufer vor dem Zürcher Hauptbahnhof (8. Mai 1945). Foto Keystone

Enttäuschendes: Gelingt es Schoettli jeden Montag, die Leser zu überraschen, so schafft es Wolfgang Schlüssel ebenso zuverlässig, selbst den wohlwollendsten Leser zum Gähnen zu bringen. Regelmässig darf Österreichs Altkanzler erklären, warum die EU das grösste Wunderwerk der Menschheitsgeschichte ist. Obrigkeitlicher Verlautbarungsjournalismus, wie er auch in der «Wiener Zeitung» stehen könnte, dem offiziellen Amtsblatt der Republik Österreich.

«Schneidend Kalter Krieger»

Es gab einmal Zeiten, da war ein NZZ-Chefredaktor eine nationale Berühmtheit. Willy Bretscher, Redaktionsleiter von 1933 bis 1967, führte das Blatt durch den Zweiten Weltkrieg. Ein kompromissloser Antikommunist und Antifaschist, kämpfte er gegen jede Anpassung der Schweiz an das nationalsozialistische Deutschland. Den Liberalismus setzte er rechtem und linkem Totalitarismus entgegen. Fred Luchsinger, der das Blatt von 1968 bis 1984 leitete, ergriff bis zum Starrsinn Partei für den

Die NZZ ist mehr als eine Zeitung, sie ist ein Seismograf für den Zustand der Schweiz.

amerikanischen Kurs in Vietnam. 1968, nach den Globus-Krawallen, schrieb er einen Leitartikel mit dem markigen Titel «Wehret den Anfängen», in dem er kompromisslose Rechtsstaatlichkeit einforderte. Einen «schneidend Kalten Krieger» nannte ihn der «Tages-Anzeiger» nach seinem Tod.

Vergleichbare Gelegenheiten, sich zu profilieren, hat Markus Spillmann nicht. In der Öffentlichkeit wird der 44-jährige Basler, wenn überhaupt, mehr als Sparkommissar wahrgenommen denn als prägende publizistische Stimme. Doch mit Kritik halten sich NZZ-Redaktoren zurück, zumindest nach aussen. «Es ist ein absolut schwieriger Job. Das weiss jeder Chefredaktor, der in diesen sehr schwierigen Zeiten ein Traditionsblatt steuern muss. Da kann man gar nicht arbeiten, ohne Fehler zu machen», sagt ein Redaktor. «Markus Spillmann lebt in einem Umfeld, das wirtschaftlich für die Medien nicht einfach ist», gibt der frühere Wirt-

schaftschef Gerhard Schwarz zu bedenken. Die Jahre des Personalabbaus und des Sparens hätten ihn nicht gerade motiviert, noch länger zu bleiben, erzählt Schwarz, aber Spillmann sei nicht der Grund für seinen Weggang gewesen. Harte Worte hört man kaum, doch wirklich begeistert zu sein scheint auch keiner vom Chefredaktor.

Einer, der die «Alte Tante» zu mehr Effizienz antreiben will, empfängt uns in seinem Büro am Zürcher Utoquai, wenige Hundert Meter entfernt von der NZZ-Zentrale in der Falkenstrasse. Edwin van der Geest (49), ehemaliger Investmentbanker, jetzt Kommunikationsberater, ist einer von drei Gründern der Interessengemeinschaft «Freunde der NZZ». 75 Aktionäre gehören dem Verein an; 15 Prozent des Aktienkapitals halten sie. «Am Anfang galten wir als Raider und Trojanisches Pferd der SVP, aber das ist zum Glück vorbei und man vertraut sich nun gegenseitig», sagt van der Geest.

Weniger FDP, mehr Realismus

Wofür die «Freunde der NZZ» stehen: Weniger Freisinn, mehr Profit. Mehr wirtschaftlicher Realismus, weniger Ideologie. «Tamedia und Ringier mussten als Familienbetriebe immer gut rentieren und Dividenden auszahlen, um die grosse Anzahl der Nachkommen zu versorgen. Dass die NZZ dies nicht tun musste, war ein Vorteil, stellte aber auch eine Gefahr dar», sagt van der Geest. Über die Jahre habe man vergessen, dass auch eine NZZ Gewinne einfahren müsse, um für die Zukunft gerüstet zu sein.

«Polo» Stäheli mache seine Sache gut, und mit dem Bankier Konrad Hummler als Präsident sei «sehr viel Dynamik in den Verwaltungsrat gekommen». Ein Zustand, der hoffentlich anhalte, auch wenn Hummler «wohl leider über die eigene Hyperpräsenz gestolpert ist», wie van der Geest die Tatsache umschreibt, dass der St. Galler Bankier sein Amt im Februar niedergelegt hat, nachdem seine Bank in den Mühlen des Steuerstreits zerrieben worden war. Heute stehe die NZZ-Gruppe wieder so gut da, dass sie auch etwas wagen könne, gibt sich van der Geest optimistisch. Denn Gott sei Dank sei im Verwaltungsratsmandat noch eine Belohnung für Leute aus dem FDP-Filz. Die Verwal-

tungsräte waren sich nicht bewusst, dass sie Interessenvertreter der Aktionäre sind. Das hat sich geändert.» Eine politische Agenda verfolgen van der Geest und sein Mitstreiter wohl nicht: Die NZZ sei nicht nach links gerückt, meint er, sondern der Liberalismus sei sozialer geworden. Das tönt nicht gerade nach SVP. Und auch als Raider mag man sich van der Geest nicht vorstellen, zu emotional ist seine Beziehung zu «seiner» Zeitung: «Ich kam im Alter von zehn Jahren aus Holland in die Schweiz und sprach damals kein Wort Deutsch. Mein Vater sagte mir: «Wenn du die NZZ lesen kannst, gehörst du zur intellektuellen Elite dieses Landes.» Nein, so redet keiner, dem das Produkt nicht am Herzen liegt.

Und dennoch, alte NZZ-Männer dürfte frösteln, wenn sie hören, was van der Geest über das Glanzstück des Hauses, das Korrespondentennetz, sagt: «Warum können wir die Korrespondenten nicht mit anderen Zeitungen teilen, die nicht mit uns in direkter Konkurrenz stehen, etwa der «Frankfurter Allgemeinen»? Aber, möchte man einwenden, das war doch gerade das Alleinstellungsmerkmal der Zeitung, dass sie die Berichte aus aller Herren Länder exklusiv hatte, über Informationen verfügte, die andere Blätter nicht bringen konnten. Van der Geest ficht das nicht an: Wenn derselbe Bericht in mehreren Zeitungen erscheine, habe das doch keine Auswirkungen auf dessen Qualität.

Früher einmal galt die NZZ als Parteiblatt der FDP. «Zwischen Partei und Zeitung bestand über Jahrzehnte eine symbiotische Beziehung, das Blatt fun-

gierte als eigentlicher Thinktank für die FDP», schreibt die «Bilanz». «Die Positionen der NZZ haben wir meist unreflektiert übernommen», erinnert sich ein früherer führender FDP-Politiker. Diese Zeiten seien Gott sei Dank vorbei, sagt Edwin van der Geest. «Über die Kopp-Affäre und das Swissair-Debakel wurde nicht ordentlich berichtet, weil man dem Freisinn nicht schaden wollte.» Liberal müsse die NZZ sein, fordert er, aber ohne Bindung an eine Partei.

Mit der NZZ fällt die Schweiz

Ist sie das noch, eine liberale Zeitung? Die Staatsgläubigkeit habe zugenommen auf der Redaktion, sagt uns ein ehemaliger Mitarbeiter. Doch Gerhard Schwarz, früher das «liberale Gewissen» der NZZ, widerspricht. Heute, nach 16 Jahren als Wirtschaftschef, leitet Schwarz den liberalen Thinktank Avenir Suisse. «Die Behauptung, man sei im Wirtschaftsressort heute weniger staatskritisch, kommt mir ein wenig seltsam vor, schliesslich wurden alle Leute, die jetzt in Führungspositionen sind, noch von mir eingestellt und gefördert. Mein Weggang spricht also nicht dafür, dass die Zeitung jetzt weniger staatskritisch wäre», sagt er. Im Einzelfall gebe es natürlich immer etwas, was man nicht gut finde, aber das sei auch schon so gewesen, als er noch Ressortleiter gewesen sei. Überhaupt sei es noch viel zu früh, um zu sagen, ob sich die ordnungspolitischen Positionen verschieben. «Solche Prozesse laufen langsam ab.» Das politische Umfeld sei nicht einfach, denn der Mainstream habe sich «zweifelhafte nach links verschoben. Andererseits macht gerade das eine liberale Zeitung noch notwendiger, um Gestalt zu geben», sagt Schwarz.

Warum bewegt uns das Schicksal der NZZ? Wahrscheinlich, weil die Schweiz der einzige Kleinstaat ist, in dem ein solches Renommierblatt erscheint. Grosse Zeitungen erscheinen immer an grossen Finanzplätzen. Die Bankiers am Paradeplatz müssen wissen, was in Europa, Amerika und im Fernen Osten geschieht.

«Es muss sich alles ändern»

Steigt der Finanzplatz ab ins Mittelmaß, könnte dies auch den endgültigen Abstieg der NZZ einleiten – und denjenigen der Schweiz, denn was wäre eine Schweiz ohne Grossbanken noch anderes als ein zweites Österreich? So gesehen ist die NZZ ein Seismograf für den Zustand der Nation. Und genau wie der Finanzplatz muss auch sie ihr Geschäftsmodell neuen Zeiten und Umständen anpassen.

Heute, im 233. Jahr ihres Bestehens, ist die NZZ eine alte Tante in den Wechseljahren. Sie mag noch immer etwas Besonderes sein, doch wie alle anderen Zeitungen muss auch sie den Weg ins digitale Zeitalter finden: In zehn Jahren werde es keine gedruckte Tageszeitung mehr geben, prophezeit van der Geest.

«Es muss sich alles ändern, damit es bleibt, wie es ist», lässt der Schriftsteller Giuseppe Tomasi di Lampedusa einen sizilianischen Grafen sagen. Übertragen auf die NZZ heisst das: Es muss sich manches ändern, damit einiges bleiben kann, wie es ist. Vielleicht wird das Blatt ja auch im digitalen Zeitalter seinen Sonderweg finden, wer weiss? Auch online müsse gelten: «Lieber eine Meldung drei Stunden später bringen als die anderen, dafür aber korrekt», sagt uns ein Redaktor. Hier und da blitzt sie noch auf, die alte Selbstsicherheit.



«Sehr viel Dynamik». Der frühere NZZ-Präsident Konrad Hummler. Foto Key



Löst wenig Begeisterung aus. NZZ-Chefredaktor Markus Spillmann. Foto Key